

Folge 6

Schostakowitsch und Enzian

Der Mensch muss vieles an Ungemach aushalten, was er – notgedrungen – in der Regel auch tapfer tut. Immerhin gibt es zur leichteren Überbrückung vieler Lebensbosheiten einige Hilfsmittel – siehe etwa Wilhelm Busch: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör.“ Und gewiss auch Musik, die uns einerseits aufheitert, aber ebenso durch existenzielle Abgründe geleiten kann, während wir gemütlich und bei guter kulinarischer Begleitung im warmen Sessel sitzen. Womit sie wieder beisammen sind, die Klänge und die Tränke, unsere vertrauten Begleiter – diesmal in nächtlich düsterer, höchstens von einigen Jazzkeller-Stroboskopen durchblitzter Beleuchtung.

Denn Dmitri Schostakowitschs 13. Streichquartett in b-Moll, sein drittletztes, steht im Zeichen einer schwer lastenden Lebenstrauer, wie sie vor dem sowjetrussischen Schmerzensmann auch andere Komponisten (zum Beispiel Brahms) zu Musik machten: dem paradoxen Zusammengehen von wachsender äußerer Anerkennung und zunehmender innerer Vereinsamung.

Vier seiner späten Quartette widmete er den Mitgliedern des Moskauer Beethoven-Quartetts, das ihm jahrzehntelang solidarisch zur Seite gestanden hatte. Das erste war ein musikalischer Nachruf; zwei weitere wurden es bald, weil die jeweiligen Widmungsträger „ihre“ Uraufführungen zwar noch selbst mitgestalten konnten, aber nur um ein reichliches Jahr überlebten. Auch das b-Moll-Stück, dem Bratscher Vadim Borisovsky zugeeignet und von seinem Instrument sowohl eröffnet als auch beschlossen, ist ein solches Requiem zu Lebzeiten: in den langsamen Außenteilen eine düster vereiste Szenerie, die mit gequälten Dissonanzen, kalt-rauchigen Tremoli und bohrend aggressiven Klopff- und Peitschentönen, nur kurz von Gedanken freundschaftlicher Wärme durchlichtet, ins Hoffnungslose reicht. Dazwischen, doppelt so schnell im Tempo, ein Abstieg in die Katakomben lustloser Trunkenheit, wo das Elend mit den gespenstischen Verrenkungen

eines vulgär-zynischen und in Bitternis leerlaufenden, seelenlosen Tanzgetriebes höchstens zeitweise verdrängt, aber nicht beseitigt werden kann.

Nicht leicht, dazu eine passende flüssige Entsprechung zu finden, doch „Bitternis“ könnte vielleicht als Brückenvort dienen. In Alkoholika erscheint sie meist verbandelt mit einer mehr oder minder ausgeprägten Süße, wo sie dann beispielsweise in süffigen Wermut-Cocktails eine fast erotisch verlockende Aura entfalten kann. Ganz anders und viel herausfordernder begegnen uns gute Enziandestillate, vor denen man sich als Genießer genauso gnadenlos ehrlich machen sollte wie vor Schostakowitschs abgründiger Verzweiflung. Denn die trocken-erdschwere, herbe Würze des gelben Enzians, aus dessen Wurzeln der Trank gezogen wird (und nicht aus dem blaublütigen der Folklore-Imitationen und Schlager), bleibt als Leitgeschmack immer dominant und unverwechselbar: das Sublimat einer Pflanze, die wegen ihrer ätzenden Bitterkeit sogar vom Weidevieh gemieden wird – was dem furchtlosen menschlichen Zugriff schon eine fast heroische Komponente verleiht.



Enzian von Appenzeller Alpenbitter

Doch weil in der Trink- wie Hörkunst sogar das Gruselige so sublimiert werden kann, dass es schon wieder schön wird, kann man zum Beispiel unsere sehr geradlinige Schweizer Variante, straff und streng gewiss, aber dabei weich auf der Zunge liegend, durchaus lieben lernen. Vergeistigt bei dennoch fester Bodenhaftung, mit einem weiten Bogen von den Sellerie-, Altheu- und Nadelholztönen in der Nase über die Kümmelassoziationen im Mund bis zum teerigen, lange hängen bleibenden Nachglühen: In alldem liegt ein verlockender Zauber des Abgründigen, um den auch der russische Komponist, oft zerworfen mit sich selbst wie mit der Welt, gut wusste. Abgründe zum Sprechen zu bringen, ohne ihnen zu erliegen: Das können wir in dieser Kombination gleich doppelt auskosten. **III**

Gerald Felber